



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

Bilder aus dem Missionsleben.

---

Sturm durchwühlte, nimmer rastende Meer dagegen, ist es nicht ein Bild einer von bösen Leidenschaften hin- und hergeworfenen Seele, oder auch des irdischen Lebens überhaupt, das ja für Gute und Böse der Stürme so manche in sich schließt? Ja, es gibt der Stürme gar viele im menschlichen Leben, aber auch einen Felsen- grund, auf den der gläubige Christ sich stützen kann.

Kämpfe und Stürme gibt's auch im Leben eines Missionärs. Ich denke da namentlich an die Schule, die jedem Priester und Missionär ganz besonders am Herzen liegt; ist sie doch in der Regel sein Trost, seine Herzensfreude und seine beste Hoffnung für die Zukunft. Begreiflich daher, daß er alles tut, was nur immer in seinen Kräften steht, um einerseits den Eltern Vertrauen zur Missionsschule einzulösen, und anderseits den Kindern den Aufenthalt daselbst möglichst interessant, nützlich und lehrreich zu machen.

Zuweilen geht alles gut, doch plötzlich, oft ehe man sich's versteht, erhebt sich ein Sturm. So einen Sturm nenne ich z. B. die Erkrankung eines Schulkindes. In der Tages-*schule* pflegt dies allerdings ziemlich harmlos zu verlaufen; das kranke Kind bleibt einfach zu Haus, damit ist für uns die Sache erledigt. Anders in der *Kostschule*, denn da müssen wir selbst für eine angemessene Pflege des Kindes Sorge tragen. Wohl sind im allgemeinen die Eltern, falls sie nicht allzu weit entfernt wohnen, gerne bereit, ihr krankes Kind heimzunehmen, ja manche sind darauf ganz veressen. Das Kind muß heim um jeden Preis, es muß in ihrer Nähe sein und nach einheimischer Art kuriert werden! Selbstverständlich können wir aber auf so ein Ansinnen nicht immer eingehen. Da könnte schließlich bei jedem Unwohlsein das Kind nach Hause geholt werden und Woche um Woche, ganz ohne Grund, von der Schule wegbleiben. Andererseits ist aber auch der Fall zu erwägen, daß, wenn sich die Krankheit verschlimmert, oder gar mit dem Tode endet, der Kaiser nur allzu sehr geneigt ist, für Krankheit und Tod seines Kindes die Missionsschule verantwort- lich zu machen. Aus vielen Beispielen nur eines:

Am Donnerstag der vorigen Woche hörte ich, ein Schulmädchen, Franziska mit Namen, sei krank. Ich suche das Kind auf, kann aber keinerlei Gefahr entdecken. Die Schwestern nehmen übrigens das Mädchen in Pflege, und schon nach einer Stunde ruft man mich, ich möge sofort kommen, Franziska schwebt in Todesgefahr. Dem war wirklich so, und ich hatte nichts Eiligeres zu tun, als ihr die hl. Sterbesakramente zu spenden.

Unterdessen waren auch schon die Eltern benachrichtigt worden und zur Missionsstation gekommen. Der Vater, ein roher Mensch, wollte das Mädchen um jeden Preis mit nach Hause nehmen. Das war rein unmöglich, doch er wollte das nicht einsehen und ließ kein vernünftiges Wort mit sich reden. Ja, als Schwester Oberin und die Krankenwärterin das Mädchen nach kneippischer Manier „einpacken“ wollten, um es zum Schwitzen zu bringen, riß er das Kind aus den Decken heraus und verlangte, es solle mit ihm nach Hause gehen. Erst, wie er sieht, daß das Kind infolge seiner unsinnigen Behandlung wirklich im Sterben liegt, ruft er die Schwester zu Hilfe, überläßt ihr das Kind und geht heim. Die Mutter dagegen blieb hier. Das Mädchen wurde von den Schwestern wieder in Pflege genommen, und in kurzer Zeit schien alle Gefahr vorüber zu sein.

Am folgenden Morgen hatte sich der Zustand des Kindes schon bedeutend gebessert, doch war es noch immer recht schwach und bedurfte großer Schonung. Da kommt der Vater wieder und erneuert seinen Befehl:

„Das Mädchen muß nach Haus!“ Ich protestiere da- gegen; umsonst. Ich hätte noch eher das todtkranke Mädchen transportieren, als mit diesem Menschen ein vernünftiges Wort reden können. Endlich erklärte ich, er möge tun, was er wolle, er habe aber die ganze Ver- antwortung selbst zu tragen. Schon hatte er ein Pferd herbeiholen lassen und kam nun mit sechs anderen Männern, das Kind mitzunehmen. Doch diese erklärten, es sei unmöglich. Da stand endlich der Vater von seinem Vorhaben ab und trollte allein nach Hause.

Unterdessen hatte sich der Zustand des Kindes, wahr- scheinlich infolge der unvernünftigen Handlungsweise des Vaters wieder arg verschlimmert. Jetzt griffen die Schwestern wieder helfend ein, und fast wunderbar schnell erholte sich das kranke Mädchen wieder. Auch am folgenden Tage hielt die Besserung an; das Kind sprach, nahm Speise zu sich und war, wie es schien, außer aller Gefahr. Die Mutter lachte und weinte abwechselnd vor Freude, denn schon drei Kinder hatte sie verloren. Auch der Vater kam wieder; doch war er heute ruhig und zu- frieden und gab zu, daß er unrecht getan habe. Ich dankte Gott von ganzem Herzen! Jetzt sahen all' die Leute ein, daß man für ihre Kinder Sorge trage, und daß unsere Krankenpflege offenbar bessere Erfolge erziele, als die ihre.

Und doch sollte es anders kommen! — „Meine Wege sind nicht eure Wege.“ Am nächsten Morgen sehe ich in aller Frühe Schwester Oberin und Schwester Kranken- wärterin zu mir kommen. Mir ahnt nichts Gutes. „Was gibt es?“ — „Etwas recht Trauriges: Franziska ist diese Nacht ganz unbemerkt (nur die Mutter war bei ihr gewesen) hinweggestorben.“ — Nun, es war jeden- falls so Gottes Wille; doch welchen Lärm wird nun der Vater machen! Wir wollen übrigens ruhig zusehen; Gott, der uns diesen Sturm geschickt, kann ihn auch wieder stillen. —

Der Vater wird benachrichtigt, kommt — und ist wider Erwarten ganz ruhig. So hat Gott tatsächlich den Sturm schon im voraus gestillt. Er macht alles gut; gewiß war es auch für das Kind das Beste, daß er es so frühzeitig zu sich genommen, denn wer weiß, ob es in späteren Jahren auch eines so stillen, sanften Todes, kurz nach Empfang der hl. Sterbesakramente, gestorben wäre. Drum: „Gottes hl. Wille geschehe an uns über- all und allezeit!“ —

### Bilder aus dem Missionsleben.

Von Hochw. P. Joseph Diegner, R. M. M.

Gmaus, 7. April 1910. — Seit einigen Jahren ist Südafrika neuerdings mit einer schweren Viehseuche heimgesucht. Man nennt sie das East-coast-fever, weil die Krankheit von der Ostküste her ins Innere ein- geführt wurde, oder auch *Beckenpest*, weil sie durch eine eigentümliche Becke, die auf den hiesigen Weide- gründen in ungezählten Myriaden vorkommt, von einem erkrankten Tiere auf ein anderes, noch gesundes, ver- schleppt wird. Gelänge es, diese Becken zu vertilgen, dann würde die genannte Viehseuche sofort von selbst aufhören. Doch das ist ein Feind, gegen den seines massenhaften Auftretens wegen schwer anzukämpfen ist.

Wohl versuchte die Regierung schon alles Mögliche, dem weiteren Fortschreiten der schrecklichen Seuche Ein- halt zu tun, doch bisher mit geringem Erfolg. Da wurden schon viele Tausende von Drahtzäunen gezogen, die angesteckten Bezirke abgeperrt, alle Ochsenfuhrwerke verboten, eine große Zahl weißer und schwarzer Poli-



Photographieverlag der Photographischen Union in München. Ein Begräbnis. Nach einem Gemälde von Walter Gannemann.

zisten an den Grenzgebieten aufgestellt, unsonst, langsam, aber unaufhaltbar nahm die Krankheit ihren Weg von einem Bezirk in den andern, von einer Kolonie in die andere. In Natal haufte die Seuche bisher am schlimmsten, da ist vielfach auf mehrere Stunden im Umkreis kein einziges Kind mehr anzutreffen; auch viele unserer Missionsstationen haben dabei schwere Verluste erlitten.

Hier in der Kapkolonie blieben wir bisher davon verschont; doch in kurzer Zeit werden wir auch hier die Plage haben, denn schon hat sie den Umzingulu, die Grenze zwischen Natal und der Kapkolonie, überschritten. Ein deutscher Doktor in Natal, Namens Otto, will zwar ein Serum gegen diese tödliche Krankheit gefunden haben, allein der Erfolg ist noch immer ein sehr zweifelhafter. Die meiste Sicherheit gewährt fleißiges

„Dippen“ des Viehes. Worin besteht das? Da wird eine Grube ausgeworfen, — sie ist in der Regel 45 Fuß lang, 8 Fuß tief, unten 2 und oben 4 Fuß breit — gut ausgemauert und zementiert. Diese Grube wird mit lauwarmem Wasser gefüllt, welchem verschiedene Chemikalien beigemischt wurden. Gewöhnlich nimmt man dazu Arsenite, Schmierseife und Petroleum. Man löst nämlich zunächst  $5\frac{1}{2}$  Pfund Seife in 5 Gallonen ( $22\frac{1}{2}$  Liter) heißen Wassers auf, mischt nach und nach 2 Gallonen Petroleum bei und schlägt und rührt die Mischung zu einem milchigen Schaum. Hierauf löst man in einer Gallone heißen Wassers  $8\frac{1}{2}$  Pfund Arsenite of soda und fügt später gegen 80 Gallonen kalten Wassers bei. Die letztere Mischung kann im sogenannten Dipping-Tank vor sich gehen; auch wird hier nach und nach die Seifenlösung unter beständigem Umrühren zugegossen, und zuletzt so viel Wasser beigegeben, bis das Tank von 400 Gall. Inhalt voll ist. Durch diese Dipping-Tanks, welche von großen, starken Holzschranken umgeben sind, müssen die Tiere durchschwimmen. Gewöhnlich werden sie dabei auch noch tüchtig getunkt, damit nämlich ja jede Zecke, die ihnen etwa anhaftet, von der giftigen Lösung bespült und dadurch vernichtet werde. Das Ganze bietet, zumal im Anfang, wenn die Tiere an das Dippen noch nicht gewöhnt sind, ein höchst interessantes Schauspiel dar. Zuerst werden die Tiere in die hölzerne weite Umzäunung getrieben. Von hier führt ein schmaler Gang, den immer nur ein einziges Tier passieren kann, zu dem mit 400 Gallonen gefüllten Dipping-Tank, das hier jäh abfällt. Die Tiefe des Wasserstandes beträgt, wie oben angedeutet, 8 Fuß. Auf der entgegengesetzten Seite aber führen etwa 16 bis 18 Stufen aus dem Tank heraus, so daß die Tiere, wenn sie dasselbe der ganzen Länge nach durchschwommen haben, bequem heraussteigen können.

Natürlich scheuen anfangs die Tiere das Wasser und wollen nicht hinein. Am eigensinnigsten und störrigsten zeigen sich die Ochsen, die das erste- und zweitemal nur mit vieler Mühe unter beständigem Zerren, Schlagen und Stoßen in die Grube gebracht werden können. Um sie leichter hineinzubringen, bildet der obere Teil des Tanks gegen den schmalen Eingang zu, welchen das Tier passiert, einen Winkel von etwa 45 Grad, und um die Fläche möglichst glatt und rutschig zu machen, wird sie mit einem großen Stück Eisenblech belegt, so daß das Tier, wenn es einmal mit den Vorfüßen hier zu stehen kommt, keinen Halt mehr findet und von selbst in die mit Wasser gefüllte Grube hineinfällt. Die Kühe gehen verhältnismäßig leicht hinein; die willigsten aber sind die Kälber. Die springen mit herzhaftem Sprung ins Wasser, nur kehren sie in der Grube leicht um, und wollen an derselben Seite wieder herauschwimmen, von der sie gekommen sind, was ihnen aber unmöglich ist. Deshalb müssen immer zwei Mann mit langen Hacken parat stehen, um sie glücklich durchzuleiten. Nicht selten springen diese jungen Tiere, ähnlich wie die Schafe, rasch einander nach, so daß oft ein halbes Duzend zugleich im Tank schwimmt, und die Eingangsbarriere für eine Weile geschlossen werden muß.

Auf der Ausgangsseite des Dipping-Tanks ist eine zweite Barriere. Hier sammeln sich die gedippten Tiere und bleiben einige Minuten stehen, bis das Wasser von ihnen abgelassen ist, welches wieder in das Tank zurückfließt. Dann werden die Tiere wieder auf die Weide getrieben. Diese Prozedur wird, je nach den Umständen, zwei- bis dreimal im Monat vorgenommen. Gar zu oft darf man es nicht tun, denn die beigefügten Chemikalien sind giftig und könnten den Tieren auch schaden.

Manchmal werden auch Pferde und Maulesel gedippt,



Schenk' mir ein Kleidchen!

denn auch sie können die Zecken, die sich oft massenhaft an ihnen festsetzen, weiter verschleppen. Hunde dagegen dürfen nicht gedippt werden. Diese lecken sich nachher ab und verenden von dem genossenen Gift.

Dieses „Dippen“ hat entschieden viele Vorteile. Selbst wenn die Zecken nicht die Träger des Krankheitsstoffes wären, was sie doch erwiesenermaßen sind, so ist es doch schon an sich für die Zug- und Weidetiere eine unschätzbare Wohltat, wenn sie fleißig von den lästigen Zecken gereinigt werden. Denn diese setzen sich zu vielen Hunderten an ihnen fest, zumal an den Augen, den Ohren und an gewissen Weichteilen, und saugen ihnen unbarmerzig das Blut aus. Während eine gewöhnliche Zecke nicht viel größer ist, als der Kopf einer großen

Stechnadel, schwillt sie, wenn sie sich an dem gequälten Tiere vollgezogen hat, bis zur Größe einer kleinen Haselnuß an. Werden aber die Herden gedippt, so fallen die anhaftenden Zecken am dritten Tage ab und verenden.

Die Anlage solcher Dipping-Tanks ist allerdings mit bedeutenden Auslagen verbunden; allein sie lohnt sich doch der Mühe. Viele unserer Stationen sind mit solchen Tanks versehen, und in Lourdes wurden vor einiger Zeit auch die Viehherden der Kaffern gedippt.

Offentlich bleiben unsere in der Kapkolonie gelegenen Missionsstationen von dieser schrecklichen Seuche frei. Wie energisch die englische Regierung dagegen vorzugehen pflegt, mag folgender Fall erhärten:

Anfangs April l. J. erscholl die Kunde, die Zeckenpest habe den Unzulufu überschritten. Am 4. gen. Monats wurden sodann von den Polizisten, welche seit Monaten aufs schärfste die Grenze bewacht hatten, 305 Stück Vieh erschossen. Gewiß waren die wenigsten davon angesteckt, vielleicht nicht ein einziges, allein die Regierung ging so radikal vor, um die entfernteren Teile des Distriktes vor der Seuche zu schützen. Die Eigentümer des gestöteten Viehes erhielten nur eine geringe Entschädigungssumme ausbezahlt.

Dieser Vorfall steht übrigens keineswegs vereinzelt da; im Gegenteil, auch in Natal ist die Regierung in vielen Bezirken ganz ähnlich vorgegangen.

Die Krankheit zieht sich meist durch die Täler und Niederungen der manni-fachen Wasserläufe entlang, wird aber vielfach auch auf die höher gelegenen Weideplätze verschleppt. Möge uns der liebe Gott vor dieser schweren Heimfuchung bewahren!

### Gerettet in letzter Stunde.

Vom Hochw. P. Erasmus Hörner, R. M. M.

St. Michael. — Am Glutanfangu-Berge, etwa 5—6 engl. Meilen von „St. Michael“ entfernt, lebte eine Kaffernfrau Namens Batata Ngwanjani. Sie war in ihren jungen Tagen eine „Jiangoma“ (Wahrjagerin) gewesen, und insofern war die Aussicht, daß sie sich dem Christentum zuwende, nicht groß. Denn das Leben und Wirken einer Jiangoma riecht stark nach unterirdischen Kräften. Was sie in ihrem Amte alles geleistet, wie viele sie betrogen und vom Guten abwendig gemacht hat, weiß Gott allein.

Batata wurde alt und krank. Nun hatte sie Zeit, über die Vergangenheit nachzudenken. In ihrer Nähe lebten verschiedene Christen, Kinder sowohl wie Erwachsene, und diese sprachen zuweilen mit ihr über Gott, über Himmel und Hölle und die lange, unendlich lange Ewigkeit. Diese Reden, sowie der Gedanke an den nahen Tod stimmten sie ernst. Eines Tages schickte sie einen Boten hierher nach „St. Michael“, und ließ mir sagen, ich möchte kommen, um sie zu taufen.

Der Ruf von solcher Seite kam mir unerwartet. Ich erfuhr daher unsere Lehrerin, Schwester Anakleta, sie möchte einmal hingehen und nachsehen, wie die Sache stände. Die Schwester geht und kommt nach wenigen Stunden mit der Nachricht zurück: „Ich habe Batata getauft; sie heißt nun „Maria Kosma“. Ich glaubte mit der Taufe nicht länger warten zu dürfen, denn ich

fand sie schon sehr schwach und dem Tode nahe.“ — Das war am 9. Mai 1909.

Schwester Anakleta erzählte weiter, Batata habe sie unablässig und dringend um die heilige Taufe gebeten, weil sie ihr Ende nahe fühlte. Wiederholt versicherte die ehemalige Wahrjagerin, sie bereue und verabscheue ihr ganzes früheres Leben, sie wolle glauben und alles tun, was der christliche Glaube verlangt, . . . nur um das Eine bitte sie, gleich getauft zu werden.



Die Schwester gab sich nun alle Mühe, sie im Notwendigsten zu unterrichten, betete ihr Akte des Glaubens, der Reue usw. vor, und da die Gefahr immer drohender zu werden schien, und die Kranke ihre Bitte immer dringender wiederholte, taufte sie dieselbe zuletzt auf den Namen Maria Kosma.

Kurz nach dem Taufakte verlor das Weib das Bewußtsein und lag steif und regungslos da. In diesem Zustand verblieb sie fast beständig bis zu ihrem Tode, der am 19. Mai 1909 erfolgte. Sie mag bei ihrem Hinscheiden ungefähr 55—60 Jahre alt gewesen sein. Möge ihre Seele einen gnädigen Richter gefunden haben! R. I. P.

Ich möchte hier noch bemerken, daß wir am Glutanfangu-Berge von einem Farmer, der am letzten Pfingstfeste konvertierte, ein Stück Land (8 Acres) zum Baue einer Schule und Kapelle erhielten. Das Plätzchen liegt hart an der Grenze einer stark bevölkerten Eingebornen-Reserve, und wäre somit ein hoffnungsvolles Missionsfeld. Wer von unsern geehrten Lesern und Leserinnen will ein Scherflein beisteuern zum Baue dieser Schule und Kapelle? Wir haben den Platz der „Immaculata“ geweiht.

\* \* \*

Auf unserem Missionsgebiete „St. Michael“ war eine zweite „Jiangoma“ wohnhaft, Namens Nklobo Nduzi. Der Kraal, in dem sie hauste, stand nicht im besten Rufe. Die Frau stand schon in den siebenziger Jahren und wollte noch immer nicht ganz von ihrem unsauberen Treiben lassen, obchon sie zeitweilig zur Kirche und zum christlichen Unterrichte kam.